

---

## Entwurf versus Entwicklung Unterrichtsmodelle im Kernfach „Entwerfen“

Von Bob Martens, Wien

(Eingelangt am 6. November 2001)



ao. Univ.-Prof. Arch.  
Dipl.-Ing. Dr. techn.  
Bob Martens

### Kurzfassung

Die Unterscheidung zwischen Architektur- und Architekturausbildung verlangt nach einer Präzisierung. Letztere Bezeichnung bezieht sich wohl auf die unmittelbare Heranbildung von Absolventen für eine bestimmte Berufsgruppe: „Architekt“. Doch letztlich erlangt nur ein kleinerer Teil die Ziviltechnikerbefugnis eines Architekten. In Wirklichkeit ist die Lage für Absolventen der Studienrichtung Architektur weitaus weniger aus- bzw. vorgeprägt: der Platz am freien Markt muss gesucht bzw. erkämpft werden. Denn welcher frischgebackene Absolvent wird im Alleingang Flughä-

fen baulich realisieren? Oder Hochhäuser? Oder schwebende Kommunikationsplattformen am Stephansdom? Oder am Meer schwimmende Häuser? Die diesbezügliche Vorbereitung auf eine mögliche Berufspraxis wird sohin vermehrt der Eigeninitiative überlassen, und das Studium nähert sich dem Umfeld eines animierten Amüsemments. Ob sich die Lehrenden dieser Verantwortung zur Gänze bewusst sind, sei an dieser Stelle dahingestellt.

Wenn wir Entwerfen als ein Fachgebiet verstehen, welches es zu lehren gilt, so muss festgehalten werden, dass es vordergründig humane Ressourcen sind, welche zum Einsatz kommen. Diese Zustandsannahme spiegelt sich auch in den Budgets wider, wo der Anteil für personelle Ressourcen dominiert. Wenn wir Phänomene wie Mode-Erscheinungen und zeitgeistige Tendenzen vorübergehend in den Hintergrund drängen, zeigt sich, dass der im Architektorentwurf angeeignete Erfahrungs-

und Wissensschatz nicht – so wie dies z.B. in der Informatik der Fall ist – bereits innerhalb kurzer Zeit als hoffnungslos veraltet betrachtet werden muss. Der vorliegende Artikel präsentiert diesbezüglich aktuelle Lehrmeinungen, welche von Vertretern österreichischer Architekturausbildungsstätten stammen. Ziel bei der Auswahl war es, aus jedem Ausbildungsstandort mindestens einen Vertreter [1] zu Wort kommen zu lassen:

- Dr. Heinrich Jennes ist am Institut für Gebäudelehre der Technischen Universität Graz tätig.
- Prof. Roland Gnaiger leitet die Meisterklasse für Architektur an der Kunstuniversität Linz.
- Prof. Rüdiger Lainer leitet eine Meisterschule für Architektur an der Akademie der Bildenden Künste in Wien.
- Dr. Herbert Keck ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Institut für Wohnbau und Entwerfen an der Technischen Universität Wien.

Darüber hinaus lag bei der Darlegung und Erläuterung des didaktischen Prozesses das Augenmerk auf gesamtheitlichen Ansätzen.

### Innovation versus Tradition?

In einer Zeit, in welcher Themenstellungen für das Kernfach „Entwerfen“ immer mehr durch Realitätsverlust bedroht werden, gewinnen praxisbezogene Aufgaben an Bedeutung. Hinzu kommt die Komponente der Ausführung, also jene Problematik, welche sich im Zuge der Umsetzung in die Wirklichkeit einstellt. Im Sinne eines didaktischen Leitbildes muss festgehalten werden, dass die Konfrontation mit „realen“ Rahmenbedingungen, z.B. zeitlichen Engpässen oder auch Eigenverantwortlichkeit, schließlich zum Alltag der Architekturpraxis gehören. Die Einbindung von Nutzervorstellungen, welche nur selten als abgeschlossenes Diktat anzusehen sind, stellt ebenfalls einen interessanten Ausgangspunkt dar [2]. Auch wenn es in dieser Hinsicht oftmals so scheint, dass dezidierte Vorstellungen definitiv geklärt sind, ist eine Prüfung seitens des Entwerfers unumgänglich. Letztlich unterliegen so manche – vermeintlich gesicherte – Parameter einer steten Wandlung, welche ihrerseits das Potenzial zur Präzisierung des Programmes in sich birgt. Es handelt sich demnach um einen Lernprozess beider Parteien, zumal durch das Gespräch und die damit verbundenen Festlegungen Entscheidungen erforderlich werden. Grauzonen in der Formulierung des Raum- und Funktionsprogrammes können nicht länger bestehen, die Präzisierung in der Fragestellung führt zur Erkenntnis. Desweiteren lernen die Studierenden, sich aktiv an der programmatischen Bestimmung der Aufgabe zu beteiligen und können in dieser Position bereits in einem weit aus früheren Stadium als für gewöhnlich eingreifen. Dieser erweiterte Begriff der Architektur verstärkt seinen Handlungsspielraum. Damit einher geht ein breitgefächertes Arbeitsspektrum, ausgehend von der Ideenfindung über die Erstellung eines Konzeptes, die vertiefende Entwurfsplanung bis hin zur Ausführung. Die für gewöhnlich als hinderlich empfundenen Beschränkungen durch den finanziellen und zeitlichen Spielraum bilden den Rahmen, innerhalb dessen sich architekturweiternde Erkenntnisansätze entwickeln.

Die große Zahl unterschiedlicher Entwurfsthema [3] an den studentenreichen Architekturausbildungsstätten ist erst seit der 2. Novellierung des Beamten-Dienstrechtsgesetzes [4] im Jahre 1997 gegeben. Bis zu diesem Zeitpunkt konnten Universitätsassistenten nur bei Lehrveranstaltungen unter der Aufsicht von habilitierten Universitätslehrern mitwirken. Die Möglichkeit einer selbständigen Abhaltung von Lehrveranstaltungen ist – freilich im Bedarfsfall – seitdem gegeben, wohingegen die „verdeckte Mitwirkung“ nicht gestattet ist. Im Hinblick auf die

festgelegten Werteinheiten ergibt sich eine Höchstgrenze für die abzuhaltenden Stunden, welche nicht einmal freiwillig überschritten werden darf. Aufgrund der Stundenzahl einzelner Entwerfen-Lehrveranstaltungen wird es oftmals dazu kommen, dass mehrere Personen Teilstunden in ein und dieselbe Lehrveranstaltung einbringen.

Neben der Aufweitung des Anbieterkreises stellte sich nahezu zeitgleich eine Situation ein, in der die angebotenen Themenstellungen sich allmählich von den korrespondierenden Lehrgebieten der jeweiligen Institute entfernten. Damit einher geht letztlich die Möglichkeit – salopp formuliert – dass „alle alles machen“ – welche paradoxerweise zur Einseitigkeit führen könnte. Denn schließlich ist die ungeschriebene „rotierende Verantwortlichkeit“ schwer koordinierbar. Exzessive Wahlfreiheit kann auch zur Folge haben, dass der Weg des geringsten Widerstandes ausgekundschaftet wird und gegebenenfalls bestimmte Lehrgebiete nur marginal inhaliert werden. Die Bewertung von Gruppenarbeiten verzeichnet überdies nicht automatisch Synergie-Effekte und verlangt eine Klärung der individuellen Leistung als Grundlage für eine Beurteilung. Hier stellt sich abermals eine mächtige Aufgabe hinsichtlich einschlägiger Evaluierungsmaßnahmen, welche sich nicht nur auf die Programmausgabe allein, sondern auch auf die Abwicklung und das erarbeitete Leistungsbild (Umsetzung der Anforderungen) beziehen sollte. Gelebte Vielfalt anstelle simpler Rezepturen könnte die Devise lauten. Die damit angedeutete Austauschbarkeit von Ergebnissen ist unübersehbar, und es stellt sich u.U. eine Situation der Beliebigkeit ein. Die Faszination für eine universelle „Internationale Architektursprache“ drängt das Interesse für spezifische, Österreich-bezogene Themen in den Hintergrund (Stichwort: provinziell). Solcherart konzeptionierte Entwurfsarbeiten scheinen beinahe ausschließlich im visionären Umfeld angesiedelt sein zu wollen und positionieren sich vor groß- wenn nicht größtmaßstäblichen Denkhintergründen, ohne damit eine „spezifische Lösung für den spezifischen Ort“ entwickeln zu wollen.

Eine renommierte Architekturfakultät lebt zweifelsohne von einer Mischung bestehend aus vielfältigen – praktischer resp. theoretischer Natur – wie auch gegensätzlich besetzten Positionen. Doch sind hier jedenfalls klare Sprachregelungen notwendig, welche sich von einer Ebene der unqualifizierten Äußerung distanzieren („Kasperl versus ehrenwerte Künstler“) – wie es in einer akademischen Umgebung für gewöhnlich vorausgesetzt werden kann.

### Technische Universität Graz: Projekt und Objekt

Das erstrebenswerte Kennzeichen vieler nordeuropäischer Architekturschulen ist die Freiheit des Entwerfens. Diese Freiheit erfordert auf Seiten der Studierenden die Eigeninitiative bei der Findung von Themen, Orten, Funktionen, auf Seiten der Lehrenden die Bevorzugung der Form als der eigentlichen Domäne des Entwerfens; denn je mehr dem Studierenden die Sphäre der Innerlichkeit überlassen wird, umso drastischer leitet den betreuenden und beurteilenden Lehrer der äußerliche Gesichtspunkt der Form: Nicht die Kontrolle, sondern der Eindruck formaler Unstimmigkeit ist es, der ihn aufmerksam macht auf Fehler in der Grundrissbildung oder Funktionsverteilung.

Sosehr triftig auch dieses prompte, fast beinahe rein ästhetische prompte Geschmacksurteil, das am Anfang steht, zutreffen mag, so nagelt es die Sache der Pläne und Modelle fest auf das, was sie ist: Objekt, ein räumlich gegen Topographie oder Stadtraum immuner und zeitlich an Vor- und Nachgeschichte desinteressierter Gegenstand. Dennoch nennt man die Arbeiten unverdrossen „Projekte“, obwohl Projekt einen vor allem zeitlich erweiterten und tieferen Kontext bezeichnet.

Kontext bedeutet für die Studierenden nicht nur die gedankliche Weite und Violdimensionalität der Bestandsaufnahme, sondern mehr noch deren plausible Überführung in die Gestaltungsidee und ihre Weiterentwicklung bis hin zur Nutzung und deren Veränderung. Für den Lehrenden bezeichnet Kontext den Umfang und die Qualität der Forschung, mit der die Universität sich im Verhältnis zum Leben draußen legitimiert: Jene Themen, Konflikte und Stoffe, deren Verhandlung der Markt nicht zulässt oder verdrängt, macht sich die Universität zum Gegenstand ihrer Forschung und Lehre. Und draußen stoßen wir allemal auf Objektfixierung.

Den vom Markt verdrängten technischen, sozialräumlichen, gestalterischen Möglichkeiten bietet die Universität den Status des Forschungsprojektes, d.h. den Status von etwas, das noch erst nur als menschliche Angelegenheit im Arbeitsverhältnis von Lehrenden und Lernenden anthropogen verhandelt und dann erst allmählich bestimmbar wird; in der Sprache der Gestaltung heißt solches noch nicht Definierte: „Auflösung“; wir finden sie ganz am entscheidenden Anfang des Entwerfens, in den Wahrnehmungen, Theorien, Studien, Erhebungen, schließlich im Atmosphärischen, auf das die ersten tastenden Skizzen und Konzepte eingehen, und enden müsste die Auflösung in den Szenarien der Nach- und Abnutzung, die ihrerseits wieder die Gestaltung beeinflussen [5]. Kurzum, das Moment der entdinglichenden Auflösung ergibt sich von selbst, sobald man das Gestaltungsinteresse auf die Zeit richtet und nicht bloß auf den Raum.

Forschungsprojekt der Entwurfslehre ist primär das studentische Entwerfen; es liefert die Empirie sowohl für das Wirken des Marktes als auch für dessen Kritik. Die Befreiung von Fixierungen an gewohnten Grundrissen, letztlich die Lösung vom Objekt ist ein wünschenswertes Ziel der universitären Entwurfslehre und führt in der Regel zu einer dezentralen Ordnung, die für unsere Zeit zuletzt das ökologische Interesse formuliert hat und die inzwischen statt nicht von einem „internationalen“, aber möglicherweise von einem „globalen“ Stil erneut gefährdet ist. Und Dezentralität ist nur der gestalterische Ausdruck der weitergehenden Auflösung des Projektes nicht nur in die eigene Vor- und Nachgeschichte sondern auch in die der Architektur und des Entwerfens, um auch hier die üblichen Standards oder moderneren Typologisierungsversuche zu knacken. Während der 70er Jahre bekam in Graz, begünstigt durch besondere politisch-personelle und technisch-ökonomische Verhältnisse, die fürs architektonische Gelingen nötige Vor- und Nachzeit ihr ureigenstes Thema in Form der „Partizipation“; abgeleitet aus der gewerkschaftlichen Mitbestimmung wollte sie den Bewohner befreien aus der Abhängigkeit von Planern oder Hausbesitzern: Mit wenig Eigenkapital, aber mit Eigenarbeit und viel Zeit und Interesse fürs Detaillieren des Konzepts sollte der künftige Nutzer sich selber zum Bauherrn seiner sozialen Utopie mündig machen können. Statt die Nase zu rümpfen, sollte man die Partizipationsbewegung in mehrfacher Hinsicht als die notwendige Anfangsbedingung dessen erkennen, was die eher künstlerisch ambitionierte berühmte „Grazer Schule“ genannt wird: Der für die Kleinteiligkeit verantwortliche partizipatorische Dialog und Streit ums räumlich-funktionale Detail wandelt, löst, abstrahiert sich zur künstlerischen Beseelung der Form. Außerdem versorgt die Partizipation die künstlerische Form mit ihrem eigenen Gestaltungsthema: Ihre Formel – „Der Laie ist der Experte“ – zeigt das Vertrauen in die Kompetenz des unverdorbenen natürlichen Menschen, schließlich die Natur überhaupt und führt geradewegs zur experimentellen Anstrengung, den natürlichen Strukturen nachzuspüren in Skeletten, Schalen und Häuten, um sei es anfänglich oder letztlich die Kleinteiligkeit konstruktiv zu bündeln in der Gestik der Baumasse.

Nachdem im Verlauf der 60er Jahre die Zeit sich allmählich befreien konnte aus den Fesseln der funktionalistisch begründeten Geometrie und Typologie, kam sie in Graz für eine Weile zum Atmen, während sie in Wien allerdings erneut in postmodernen Versatzstücken erledigt wurde. An der Grazer Architekturakultät jedoch war von diesem Außenklima nur ein laues Lüftchen zu spüren. Die heute weithin bedauerte Hauptursache für seinen geringen Einfluss war das fehlende Interesse oder Vermögen zur Theoriebildung, die deren besonderem Reiz darin bestanden gehabt hätte, ohne das Vokabular des Dekonstruktivismus die der Architektur mögliche Lebendigkeit begründen zu dürfen. Im Gegenteil: Es trat sogar das ein, was man als die böartige Kehrseite des Naturvertrauens kennt: Es verdächtigt den Verstand, ein verderbendes Hindernis zu sein auf dem Weg zur reinen, natürlichen Selbstartikulation; schließlich weitet es seinen Verdacht aus auf die gesamte Institution Universität insgesamt als den falschen Platz für die Entwurfslehre. Das Desinteresse und die Unfähigkeit zur Theorie führen zur Personalisierung des Entwerfens, zum Glauben an das Genie, zur bequemen, scharfen Trennung zwischen begabten und unbegabten Studenten; besser scheinen daher dem Naturvertrauen die Intimität der Meisterklassen, also die naturgewachsenen Abhängigkeitsverhältnisse, aus denen die verallgemeinernde Theorie und Universität uns doch befreien wollte.

Dennoch lassen sich gewisse Bedingungen nennen, die zugunsten der Zeit und gegen Verschulung – sei es als Voraussetzung, sei es als Echo der „Grazer Schule“, aufgefasst werden können:

1. Die Universität als Raum: Die schon früh in der Nachkriegszeit angelegte, von liberalen Professoren begünstigte und von engagierten Studenten genutzte Institution der Zeichensäle als Ort für kreative Autonomie und horizontale Konkurrenz.
2. Die Universität als Zeit: Drei einjährige, also sehr langfristige, komplexe und die Eigeninitiative fördernde Entwurfsprojekte, die von fast allen der neun Institute angeboten werden.
3. Einsemestrige Übungen, die nicht primär den institutsspezifischen Fachdetails gelten, sondern komplexer als versteckte Entwurfsprojekte ausgerichtet sind.
4. In den 70ern wurde die einjährige Übung „Grundlagen des Entwerfens“ so eingeführt, dass nicht ein neues Spezialinstitut, sondern fast sämtliche bestehenden Institute zuständig wurden.

Solche Bedingungen geben über das Wie der Durchführung von Lehre und Studium noch erst wenig Auskunft. Ihre dezentralisierende Tendenz eröffnet jedenfalls Möglichkeiten nicht nur für eine besondere architektonische Qualität, sondern auch für den Missbrauch des offenen Spielraumes.

Die Chance fürs offene Thema wird auf beiden Seiten leider allzu oft als Chance zum minimalen Arbeitsaufwand missbraucht. Viele „Entwerfen“-Veranstaltungen werden billig mit kurzfristigen Sonderprojekten oder normalen Wettbewerbsteilnahmen abgegolten. Und wie oft enden sie als feinsäuberliche Konturen auf den Plänen oder dümpeln als hilflose Schachteln auf den Beistelltischchen vor sich hin! So sehr die Entdinglichung, d.h. die Ablösung vom gewohnten Baugedanken und die Kontaktaufnahme mit der inneren seelischen oder äußeren stadträumlichen Konstitution, am Anfang gefehlt hatte, so sehr fehlt die Entdinglichung am Ende, die bedeuten würde, dass Architektur nicht das endlich zustande gekommene Objekt, sondern Begleitform und Knoten eines komplexen topografischen, stadträumlichen und schließlich menschlichen Verhaltens ist.

### Kunstuniversität Linz: Zum besonderen Profil

Mit welchen Stichworten lässt sich das besondere Profil der Studienrichtung Architektur in Linz gegenüber den Architekturstudien an den anderen Standorten abgrenzen? Vorweg lässt sich deutlich erkennen, dass sich Architekturstudien und Architekturlehre in Österreich (wie auch international) analog den allgemeinen Trends der Architektur entwickelt haben. Das heißt:

1. Eine deutliche Betonung der Objektarchitektur gegenüber raumplanerisch-städtebaulichen Aspekten und Zusammenhängen;
2. Eine Betonung des Einzelobjektes sowie des Individualkünstlertums;
3. Eine Gewichtung zugunsten abstrakter künstlerischer Qualitäten gegenüber den sozialen, ökologischen und wirtschaftlichen Aspekten, dem Gebrauchswert und der Dienstleistungen („Kunst schließt Wirtschaftlichkeit aus, Nutzeransprüche sind kleingeistig“ etc.);
4. Einzelstatements an Stelle von Entwicklungslinien und kultureller Kontinuität;
5. Eine nahezu ausschließliche Beachtung städtischer (und „internationaler“) Themen- und Problemstellungen gegenüber solchen des ländlichen, im speziellen auch des alpinen, Raumes (auch wenn hier gerade eine neue Entwicklung einsetzt, welche zunehmend rezipiert wird).

Punkt 5 führt dazu, dass der größte Teil der Studierenden, welche noch immer aus ländlichen Regionen und Kulturräumen kommen, ihren Regionen entfremdet wurden/werden und für deren Aufgaben weder Blick noch Bewußtsein entwickeln. Der Kulturverlust ist in solchen Regionen entsprechend dramatisch. Punkt 1 – 3 hat zur Folge, dass wenige „Sterne“ die breite Masse schlecht bis durchschnittlich talentierter und ausgebildeter Jungarchitekten verdecken. Letztere jedoch gestalten den größten Teil unserer gebauten Welt. Neben den Folgen für die gebaute Umwelt führt Punkt 4 (Einzelstatements an Stelle eines „Architekturklimas“) in der Architekturausbildung zum Ersatz der Lehre durch die Anekdote.

Das Architekturstudium in Linz hat sich in besonderem Maße dem ländlichen Raum, der Stadtperipherie, dem suburbanen Raum und deren kulturellen und wirtschaftlichen Bau- und Siedlungsentwicklungen zu widmen. Dies liegt aufgrund der Lage von Linz im stark industrialisierten oberösterreichischen Zentralraum (mit seinem weiten, ländlichen und touristischen Hinterland) als Aufgabenstellung, sowie aufgrund der Herkunft von mindestens 85% aller Studierenden auf der Hand. Da dieses Thema trotz seiner Allgegenwart an Schulen kaum repräsentiert ist, liegt darin eine besondere Verpflichtung, aber auch Chance zur Profilierung!

Aufgrund der besonderen Programmatik und Gründungsverpflichtung der Kunstuniversität (als Hochschule für „industrielle“ Gestaltung) hat sich auch die Architekturlehre und -forschung der Gestaltung des realen Lebens der Menschen im industriell-digitalen Zeitalter und nicht vorwiegend der kulturellen Überflusproduktion (für kleine Minderheiten) zu widmen. Das heißt: gesamtgesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Herausforderungen sollen auch die Architekturlehre herausfordern. Das gilt gleichermaßen für den gesellschaftlichen Wandel (neue Formen des Zusammenlebens, der Arbeit und Freizeit) wie auch den technischen Wandel (industrielle Fertigungstechniken, moderne Haustechnik). Die Linzener Schule muss ein Experimentierfeld für Möglichkeiten und Tendenzen der Zukunft sein, welche neben ästhetischen Aspekten viele weitere einschließt.

Das Architekturstudium in Linz hat in Folge gesellschaftliche, soziale, ökologische Erfordernisse und Verantwortlichkeiten der

Gegenwart aufzugreifen und diese auf künstlerisch höchstem Niveau umzusetzen und zu wandeln. Zu diesem Zweck ist die Kenntnis modernster ökologischer Technologien und industrieller (Vor-) Fertigungstechniken zu vermitteln. Im Sinne von Punkt 1 sind dazu im Besonderen auch die sozialen, wirtschaftlichen Voraussetzungen des suburbanen Raumes und dessen Ressourcen zu beachten. Die im Studienplan verankerten Themen Solarbau und Holzbau sind dafür die Medien. Sie sollen nicht nur als „handwerkliches Rüstzeug“ sondern als „angewandte Philosophie“ verstanden und gelehrt werden.

Alles Wissen ist heutzutage punktuell und beispielhaft. Es ist bei Studierenden die Fähigkeit vorauszusetzen, auch bei punktuellen Vertiefungen gewisse einheitliche (universelle) Grundzüge und Prinzipien zu verstehen, abzuleiten und verwandte Muster zu erkennen. Eine Alternative dazu gibt es nicht und hat es auch tatsächlich nie gegeben. Das Berufsbild des Architekten ist und war immer das des „universellen Dilletanten“. Die Wissensvermittlung bleibt an seichter Oberfläche, wenn sie nur lexikalisch ist und nicht vereinzelt zur Tiefe reicht, Letzteres ist ein spezielles Anliegen des Studienplanes.

Die Lehre in Linz bekennt sich daher insgesamt ganz dezidiert zur „Priorität der Architektur“. Vor allem ist Lehren und Lernen keine Ausbildung zum Fachmann/ Fachfrau (für Innenarchitektur – Solararchitektur, alpines Bauen, Raumplanung etc.). Das Angebot des Studienplanes schließt das Spektrum umfassender Architekturlehre ein und wird die Fähigkeiten vermitteln, neue Inhalte (die im andauernden Wandel sind) zu integrieren und zu transportieren.

### Akademie der Bildenden Künste in Wien: Das Prinzip der Ausbildung

Die Grundlage der Ausbildung an der Akademie ist das Projektstudium. Dieses umfasst die weitest mögliche Integration der vielfältigen Wissensgebiete, Themenkreise, methodischen Ansätze und anderer Einflussfaktoren in die Ausarbeitung der Projekte. Die Einbeziehung der einer Vielfalt von handelnden Personen an der Akademie und von außerhalb – Integration, nicht Segregation – ist ebenso Grundthema wie die daraus resultierende strukturelle Konsequenz, die „offene Meisterschule“. Offenheit als Grundprinzip zur Einbeziehung vielfältiger Personen und Meinungen, Meisterschule als Angebot einer „homebase“ in einem universellen, komplexen, zusammenhängenden didaktischen Konzept.

Die tiefgehenden gesellschaftlichen – technologischen, ökonomischen, sozialen und kulturellen – Entwicklungen verändern kontinuierlich den Umgang mit Stadt und Architektur und damit auch kontinuierlich die Anforderungen an die Ausbildung. Unsere Welt scheint immer komplexer und der Prozess, Antworten auf einfache Fragen zu finden, entwickelt sich in vielen, oft widersprüchlichen und gegensätzlichen Richtungen. Unser Wissen erweitert sich laufend, und wir umgeben uns mit Technologien, deren Operationsfelder oftmals über unsere Imaginationsfähigkeit hinausreichen. Antworten zu Fragen der Architektur und Stadt können nicht mehr von festgelegten Standpunkten aus gegeben werden. Der Architekt muss sich mit der Komplexität von Prozessen auseinandersetzen. Dies bedingt einen anderen Blick auf die Möglichkeiten von Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung. Sowohl das Handeln wie auch das Selbstverständnis der Planer hat sich zu entwickeln. Die Architekturausbildung muss darauf reagieren und versuchen, hier auch zukunftsfähige Beiträge zu leisten. Die Ausbildung hat wie die Planung selbst auf das Unvorhersehbare, das Widersprüchliche und das Gegensätzliche zu reagieren. Ausbildung ist ein offener Prozess, die Entwicklung von Strategien integraler Teil der notwendigen Prozessorientierung. Die

Architekten haben noch die Chance und auch die Pflicht, die Reste des enzyklopädischen Wissens zu bewahren. Als „universelle Dilettanten“ können sie in der Lage sein, Kunst, Technik, Ökologie und Ökonomie in engem Bezug zum sozialen Umfeld miteinander zu verknüpfen.

Wenn die Kraft und Dynamik der architektonischen Konzeption in der Begegnung von Phantasie und Abstraktion mit der Wirklichkeit gesehen wird, dann stellt sich die Frage nach den didaktischen und strukturellen Ansätzen, die dieser faszinierenden Vielschichtigkeit entsprechen. Der Komplexität der Aufgaben muss die Komplexität des Denkens entsprechen. Die tiefgreifenden sozialen, kulturellen, technologischen und politischen Veränderungen verändern Rolle und Aufgabengebiete der Architektur. Einerseits führt die globale Vernetzung als Expansion zur kontinuierlichen Fusion von Zeit und Raum bis zu deren Auflösung. Andererseits führt die gegensätzliche Entwicklung zur Regionalisierung und der damit verbundenen Abschirmung zur Kontraktion der kulturellen Entwicklung. Wenn in diesem Sinne die Erfassung räumlicher und sozialer Phänomene über das einfache Registrieren von Fakten oder die subjektiv-intuitive Interpretation hinausgeht und zu einer Interpretation auf einer konzeptionellen Ebene als morphologisches Entwurfskonzept führen soll, bedarf es methodischer Ansätze. Diese Ansätze sind keine Rezepte, sondern flexible Werkzeuge, die es ermöglichen, eine ungeordnete, meist zufällige Realität im Sinne eines Konzeptes zu begreifen. Methoden, die auch das Denken in verschiedenen Ebenen, die Fähigkeit zu einer Gegebenheit auch deren Widersprüche mitzudenken, beinhalten. Architektur hat die Kraft, unser tägliches Leben zu verändern, einschränkend wie animierend zu wirken, sie verlangt nach unseren Sinnesempfindungen. Die daraus entstehende Beziehung zwischen den erfahrbaren Qualitäten der Architektur und den zugrundeliegenden konzeptuellen Ansätzen entspricht der alltäglichen Wechselwirkung zwischen Gedanken und Empfindungen. Teil dieser Dynamik ist die Architekturausbildung an der Akademie. Ein historisches, fast einzigartiges Phänomen zentripetaler Kräfte. Es geht nun darum, Geschichte und Zukunft zu verknüpfen.

Die Akademie versucht, den Studierenden ein Forum zu sein, ihre eigenen Interessen und Fähigkeiten zu entdecken, ihnen nachzuspüren und ihre Bedeutung abzuwägen. Wesentliche Qualität der Arbeit an der Akademie ist die kleine Zahl von Studenten, die in direkter kontinuierlicher Auseinandersetzung höchste Konzentration ermöglicht und damit Voraussetzung für ein dichtes Laboratorium präziser, engagierter Arbeit bildet. Diese Konzentration längerfristig effizient motivierend wirksam werden zu lassen, bedarf es alternierend intensiver Expansion durch das gezielte Einbeziehen vielfältiger äußerer Einflüsse. Dies bedeutet den fordernden strukturierten Austausch mit dem weiten, in der Akademie vorhandenen Potenzial, wie auch die Einbeziehung außer- und überschulischer Möglichkeiten. Wesentlich ist die Erfahrungserweiterung durch die reale Reise von Studenten zu anderen Orten und Institutionen. Die Qualität eines Ausbildungsmodells liegt in der Fähigkeit, radikal die Polarität der Modelle – Konzentration und Expansion – anwenden zu können.

Grundlage der zu erarbeiteten Projekte ist die Verknüpfung des scheinbar Widersprüchlichen. Als Denkmodelle, eine Art „mind-expander“, sollen sie die Möglichkeiten der Konzeption erkunden, sie können in der Lage sein, noch nie Gebautes zu erfinden wie auch Bekanntes unter völlig anderen Blickwinkeln zu interpretieren. Methoden, Strategien, vielfältige Denkansätze können erprobt, verifiziert und falsifiziert werden. Als Verknüpfung mit der Realität sollen diese Projekte die Grundlagen vermitteln, diese Wirklichkeit auch konkret zu verändern. Das anzuwendende Handwerkszeug soll nicht nur, in fragwürdiger

Praxis angeeignet, das übliche Denken perpetuieren, sondern im weiten Raum der Ausbildung Stärke, Wissen und Flexibilität fördern, Grundlagen schaffen, die es ermöglichen, präzise, erneuernd zu handeln. Dies bedeutet, dass die Bedingungen der Ausbildung nicht losgelöst von der Realität sein können, jedoch auch nicht von der dieser Realität notwendigerweise innewohnenden Pragmatik diktiert werden sollen. Um der Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit zukünftiger Aufgabenfelder zu entsprechen, bedarf es vielfältiger Aufgabenstellungen. Das sich daraus ergebende Spannungsfeld von abstrakt und konkret auszuloten, ist Konzept der Ausbildung.

Die derzeitige Tendenz der Aufgaben an vielen Architekturschulen ist es, sich im Übergangsbereich von Vorstellung und Wirklichkeit, also im halbrealen Raum zu bewegen. Dies bedingt, dass die Projekte oftmals zu konkret sind, um konzeptuell die Möglichkeiten der Architektur stürmisch und neugierig auszuloten und damit weitgespannt umfassende Beiträge zur Schule des Denkens und Wahrnehmens zu sein. Andererseits ist diese imaginierte Realität nicht präzise und wirklich genug, um konkrete Erfahrungen zu vermitteln. Erfahrungen, die es ermöglichen, im eng gespannten Netz der Wirklichkeit, definiert durch Vorschriften, geistige Trägheit, Budgets etc., Möglichkeiten zu erproben, diese Einschränkungen klug zu überwinden. Anzustreben erscheint daher ein Differenzieren und Wechseln der Aufgabenstellungen vom Abstrakten über die angedeutete Realität zum Praktischen. Dies soll auch den einzelnen Lernenden die Möglichkeit geben, ihre subjektiven Talente, Stärken und Interessen auszuformulieren. Die Entwicklung der Architektur legitimiert sich nicht allein aus dem Entwurf, sondern aus der Vielheit der Anforderungen. Das auf diesem Ansatz basierende Projektstudium bedingt eine flexible Definition von Schwerpunkten der einzelnen Projekte in dichter Kooperation mit den Instituten und Institutionen der Akademie sowie internen und externen Experten. Architekturausbildung in dieser heterogenen zersplitterten Gesellschaft kann weder durch traditionelles Entweder/Oder, noch weiches Sowohl als Auch programmatisch bestimmt werden. Methode muss sein, die harten Gegensätze konsequent zu erleben und damit in dieser Begegnung von Phantasie und Wirklichkeit den eigenen Weg zu finden, die Regeln der Unregelmäßigkeit zu definieren.

#### **Technische Universität Wien: Risiko und Potenzial der Vielfalt**

Der erst vor kurzem angefügte Zusatz „und Entwerfen“ im Institutsnamen sollte die an sich selbstverständlich erscheinende Bedeutung des Entwerfens für die Ausbildung auf dem Gebiet des Wohnbaus wieder stärker herausstreichen, hatte sich doch der entwurfsbezogene Teil des Wohnbaus im Laufe der Zeit in ein immer stärker von Wohnungspolitik, Wohnbaugenossenschaften und Wohnbauträgern gesponnenes, zugleich schützendes als auch hemmendes Netz von Bauvorschriften, Förderrichtlinien, Normierungen und Typisierungen verstrickt, das einen kreativen Entwurf zunehmend unattraktiv, schwierig und zu komplex erscheinen ließ. Dieses Netz war aber auch für Lehrende und Studierende lange Zeit zugleich Schutz und Hemmnis geworden. Anscheinend bereitwillig folgten die meisten Entwürfe den unumstürzlich erscheinenden Vorschriften der Bauordnungen und Planungsrichtlinien so bedeutender Wohnbauträger wie der Gemeinde Wien.

Das Institut für Wohnbau an der TU Wien hatte sich aus dem Institut für Gebäudelehre entwickelt, als der Wohnbau als wichtiger Wirtschaftsmotor der Nachkriegszeit erkannt wurde und man seine Bedeutung in einem eigenen Institut bekräftigen wollte. Es war die Zeit, als es im Wohnbau vor allem um Quantität ging. Die sozialhygienische Herausbildung und Normierung

des Wohnens war in vollem Gange. Das moderne Wohnen wurde über den Grundriss durchgesetzt. Die Funktionen innerhalb des Wohnens wurden grundrisslich getrennt, genauso wie zuvor das Wohnen von den übrigen Funktionen des Lebens (Arbeiten, Erholen, Verkehr) getrennt wurde. Demzufolge war auch die Lehre vom Wohnbau eine Lehre von Grundrissen und Typologien, ohne deren Kenntnis kein Wohnbau entworfen werden konnte, daran konnten weder partizipative Ansätze Ende der 60er Jahre noch postmodernistische Tendenzen in den 80er Jahren, die hauptsächlich Auswirkungen auf die Fassaden der Wohnbauten hatten, Essenzielles ändern.

Mittlerweile hat sich die Situation im Wohnbau und damit auch in der Lehre vom Entwerfen desselben grundsätzlich gewandelt. Man hat erkannt, dass Wohnungsgrundrisse und -typologien allein nicht das Wohnen ausmachen. Wohnen kann man bekanntlich in so gut wie jedem Grundriss. Gute und schlechte Grundrisse sind keineswegs so klar voneinander zu trennen. Funktionalistisch maßgeschneiderte Grundrisse haben mangels ihrer Flexibilität an Bedeutung verloren. In einer Zeit der Individualisierung der Lebensstile glaubt man nicht mehr daran, durch Wohnungen Menschen ändern zu können. Das Nebeneinander vieler Wohnauffassungen charakterisiert unsere Zeit. Die Normfamilie, deren Wohnbedürfnisse mittels standardisierter Lösungen befriedigt werden sollte, hat weitgehend ausgedient. Eine Erforschung der neuen Lebensfunktionen und -formen wird beinahe zwangsläufig einen neuen Zugang zum Wohnbauentwurf bringen.

Eine Lösung des ewigen Dilemmas im Entwerfen, entweder weitgehend im realitätsfernen Raum zu agieren oder den – ohnedies fraglichen, weil sich ständig verändernden – Realitätsbezug zu forcieren, bleibt dem Unterrichtenden überlassen. Eine sinnvolle Abwechslung ergibt sich allein aus den großen Auswahlmöglichkeiten durch die Studierenden. Es liegt aber auch an den Studierenden selbst, wie sie die gestellte Aufgabe zu interpretieren gedenken. Jedenfalls hängt es von deren Formulierung ab, große Interpretationsvielfalt zuzulassen, ohne dabei in Beliebigkeit zu verfallen. Eine zu eng gesteckte Formulierung des Programms birgt die Gefahr eines zu eingeschränkten Handlungsspielraums, eine zu weit gesteckte Formulierung gänzlich ohne Rahmenbedingungen kann bei der Interpretation zu Verwirrungen führen und Zeit kosten. Die Beteiligung der Entwerfenden oder eine Befragung potenzieller Benutzer zur Präzisierung des Programmes verstärken die Identifikation mit der Aufgabe.

Die Themenwahl bewegt sich innerhalb der Bandbreite zwischen Utopie und Realität. Der Schwerpunkt der Projekte soll in der Innovation und nicht in der Rezeption von Bekanntem liegen. In jedem Studentenprojekt sollte das Potenzial stecken, zumindest einen Teil der Wirklichkeit zu verändern. Utopie hat aber letztlich nur Sinn, wenn sie Bezug zur Realität hat und den Keim zur Realisierung in sich trägt. Zum Entwurf sollten stets Überlegungen gehören, wie die Utopie in die Wirklichkeit umgesetzt werden kann. Dies kann einen beträchtlichen und auch interessanten Teil des Entwurfsprozesses ausmachen. Geänderte gesellschaftliche, soziale, ökonomische und ökologische Bedingungen haben gravierende Änderungen der Entwurfsthemen im Wohnbau zur Folge. Für die Generation der heute Studierenden ist die Wohnung nur noch bedingt das, was sie für die vorangehenden Generation war. Sie bekommt zunehmend temporären Charakter. Das hat zur Folge, dass neue Wohnformen, die auf die geänderten Lebensbedingungen reagieren, wie beispielsweise Boardinghäuser, als Entwurfsaufgabe thematisiert werden.

Da komplexere und umfangreiche Aufgabenstellungen oftmals die Lehrgebiete mehrerer Institute betreffen, ist es nach dem derzeit gültigen Studienplan möglich, gekoppeltes Entwerfen

zwischen zwei Instituten abzuhalten. Dem Wohnbau kommt dabei eine gewisse Schlüsselstellung zu, haben Wohnbauthemen doch meist auch städtebauliche, freiraumplanerische und hochbautechnische Aspekte, die einer intensiveren Beschäftigung bedürfen. Manchmal werden Studentenwettbewerbe zum Thema Wohnbau aufgegriffen und als Entwurfsaufgabe ausgeschrieben. Der Konkurrenzkampf im Wettbewerb ist eine Vorbereitung auf die zukünftige Berufssituation. Schließlich kommt es vor, dass Entwurfsthemen im Ausland (z.B. New York oder Tokio) aufgegriffen und meistens in Zusammenarbeit mit lokalen Institutionen bearbeitet werden. Die dazu abgehaltenen Exkursionen haben dann mehr Workshop- als reinen Anschauungscharakter.

Der Ablauf des Entwerfens von der Ideenfindung über Konzepterarbeitung und Entwurfsplanung bis zur Präsentation erfolgt in Einzelarbeit oder als Teamwork, wobei die Gruppengröße aus Erfahrung zwei Personen nur in Einzelfällen übersteigen sollte. Die zu betreuende Gesamtgruppengröße beträgt 30 TeilnehmerInnen, ein fakultätsintern konkordiertes Maß. Der Betreuer bietet wöchentliche Besprechungen – früher hieß es „Korrekturen“. Die Betreuung findet individuell statt, es wird aber angestrebt, durch möglichst gemeinsame Teilnahme über Projekte zu diskutieren und voneinander zu lernen. Durch die angespannte Raumsituation an der TU Wien ist an kontinuierliche Zeichensaalarbeit nicht zu denken. Manchmal ist es jedoch möglich, einwöchige Intensivphasen einzuschleichen, um den Entwurfsprozess kollektiv zu intensivieren. Zur Vermeidung von Betriebsblindheit einerseits und zur Förderung der Meinungsvielfalt sind Gastkritiken von Fachleuten aus Theorie und Praxis für alle Beteiligten anregend. Die abschließende Präsentation der Arbeiten vor einer Jury, die sich aus einem externen Gastjuror, anderen Institutsmitgliedern und dem Betreuer zusammensetzt, soll weniger Beurteilungs- als Diskussionscharakter haben, der Lernprozess soll bis zum Schluss aufrecht erhalten werden. Beurteilungskriterien sind schließlich die Qualität des Konzepts, die Stärke der Entwurfsidee und die Überzeugungskraft der Umsetzung. Schließlich ist es der eingeschlagene eigenständige Weg, der, wenn er auch noch zum Ziel geführt hat, besonders honoriert wird.

### Referenzen

- [1] An der Universität Innsbruck wurde auch Prof. Dr. Joachim Moroder angesprochen, welcher diesbezüglich einen engen Kontakt mit dem Vorsitzenden der Studienkommission (Prof. Volker Giencke) unterhielt. Diese Ausbildungsstätte ist so sehr mit der Gestaltung des neuen Studienplanes befasst, dass es weder möglich war, Informationen über den Ist-Zustand, noch über die Dispositionen für die Zukunft zu erhalten.
- [2] Martens, Bob; Tschuppik, Wolf-Michael Oliver. „Vom historischen Hofraum zur universitären Benutzerplattform“, in: *Bauforum* 31(1998) Nr. 195, S. 70-72. Siehe weiter auch dazu <http://info.tuwien.ac.at/raumsim/>
- [3] Durchschnittlich werden an der TU-Wien bis zu 30 verschiedene Entwurfsprogramme angeboten. Die dabei getätigten Kurzbezeichnungen weisen einerseits auf konkrete Themenstellungen hin („Grand Hotel an der Punta dogna“, „Kunsthalle Karlsplatz“, „Tanztheater“ oder „Büro- und Laborturm in Holzbauweise“); andererseits findet sich eine Großzahl an Eye- und Earcatchern („A bowl of fruit“, „Wo beginnt Afrika“, „Stadtfluidität“ und „Transferium“), welche das Interpretationsvermögen entsprechend auf Trab halten.
- [4] BGBl. Nr. 09 vom 19. August 1997, betreffend den 6. Abschnitt – Hochschullehrer
- [5] Siehe dazu Jaques Grillo, „Form and Function“

ao.Univ.-Prof. Arch. Dipl.-Ing. Dr.techn. Bob Martens  
Technische Universität Wien  
Institut für Raumgestaltung und Entwerfen  
A-1040 Wien, Karlsplatz 13